

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

83]

Roman von M. E. de l'Étoile

„Wahr ist's!" rief der Förster, dem es darum zu tun war, wenigstens einen Zeugen zu haben.

„Ich hab' nichts g'sagt," remonstrizierte Basfl. „Und ich — ich — weiß auch nichts!"

Seine Hochwürden begann langsam zu verstehen. „Einen Nachfolger . . . der Unterweger! So, so, so — o."

„Bestimmtes weiß man natürlich noch nicht," beeilte sich der Förster zu sagen. „Aber wenn an einem Reitknecht so viele Meriten auf einmal entdeckt werden —"

Seine Hochwürden schüttelte den Kopf. „Ei — ei — ei!" Er fühlte sich als Seelsorger sozusagen mitbeteiligt, obwohl es ihm schrecklich war, daß gerade eine geborene Gräfin ihm sein Amt in dieser Weise sauer machte.

Basfls Kopf steckte noch immer in der blauen Baumwolle. Wenn es gegen die Mächtigen dieser Welt losging, wurde es ihm stets ein bißchen bang und schließlich . . . Es war ja auch das Brot des gnädigen Fräuleins von Schönbach, das er aß, bezog er doch den größten Teil seines „Deputats" an Korn und Weizen von dem Dominium Schönbach.

„Das — wäre schon der zweite," jagte der geistliche Herr. „Eine Gräfin Hartacker und — und ein Reitknecht! Ei, ei, ei! Und wenn ich an ihre Mutter selig denke!"

Der Förster zuckte die Achseln. „Wir sind eben nach der väterlichen Seite gefallen. Und wenn ich an den Grafen selig denke . . ."

„Vielleicht sollt' ich doch das Fenster schließen," meinte Basfl diskret. Ein längerer Aufenthalt in dem Baumwollenen war nicht mehr möglich. So suchte er auf eine andere Art abzulenken.

Aber Seine Hochwürden überhörten es. „Ja, da . . . ei, ei — da bleibt mir freilich nichts übrig, als wieder einmal ins Schloß zu gehen. Man hat eben doch seine Pflichten!"

Der Förster wurde erst rot, dann blaß. „Aber ich darf doch hoffen, daß Euer Hochwürden nicht mich —"

„Bleib' er ganz ruhig, lieber Zieber," erwiderte der Graf aufstehend. „Den Wilderern, die im Weingarten des Herrn pirschen — weiß ich schon allein beizukommen. Also — der Reitknecht. Ei — ei — ei!"

„Mein Spiel!" stieß Basfl endlich hervor. Er hatte wieder ganz unzulässig gute Karten, und wenn es auch nicht für einen „Balat" reichte — den „Ultimo" hielt er schon jetzt in der Hand.

Seine Hochwürden nahmen rasch die einzelnen Karten auf. „Gut, gut!"

Die Sache ging ihm doch nahe, und wie gesagt, es war eine Gräfin. Das rüdigste Schaf der Gemeinde und die — Patronatsfräulein dazu!

Er spielt zerstreut, lässig. So geschah es, daß Basfl sein „Pagat Ultimo" machen konnte, ohne daß Seine Hochwürden es recht bemerkten. Nur der Förster ließ ein mißvergnügtes Knurren hören, als er dem Schulmeister das neue Spiel gutschreiben mußte. „Hat Schwein, der Kerl, hat Schwein . . . freilich." Es lag ihm auf der Zunge etwas hinzuzufügen, doch er verbiß es. Vielleicht hatte er ohnedies heute schon zu viel geredet. Aber . . . es war ja wirklich ein Skandal!

„Bardon!" jagte Basfl devot. Die Donne war an ihm, der Förster schob ihm die Karten zu.

Seine Hochwürden brauchten einige Zeit, den üblen Eindruck loszuwerden. Diese Lolette! Aber wie sollte er ihr nur an? Schließlich — sie war die Herrin! Doch diesmal mußte es sein. Wenn er länger zusah — wer weiß, was die Gemeinde zuletzt noch von ihm selbst dachte. Denn . . . und hier sah die wundete Stelle auch in seinem Gewissen — schön war sie, diese nichtsnutzige Patronatsfrau! So recht fündhaft schön. Dabei von Adel, wie er, und — er entfiel sich inner Zeit, in der er sich mit ihr recht wohl verstanden hatte, und höchst leichtfertig gelacht mit ihr, über allerlei menschliche Dinge. Nicht daß er sich deshalb auch nur das Geringste hätte zuschulden kommen lassen. Es war nun einmal so die Art ihrer Kreise. Der französische Charme des Tons, der noch

wie ein Echo aus den Salons des vergangenen Jahrhunderts hineinklang in alles, was zwei Adelige sprachen oder belächelten. Für ihn war es die „fine fleur" seines Standes: das Gefühl, über allem zu steh'n, was in dieser, leider Gottes so verpöbelten Welt vorging. Wenn er mit Lolette sprach, war es eben doch etwas anderes, als wenn Basfl oder der Förster ihn anbliesen. Und nun sollte er da hinüber, ganz Würde und priesterliche Unnahbarkeit. Sollte ihr ins Gewissen reden, wie der nächstbesten Bauerndirne, die sich vergangen! Jedes Jahr einmal gab Lolette vor, nach Znaim zur Weichte zu fahren. Möglich, daß sie bisher auch wirklich dort gebedet hatte. Aber lag in der Art, wie sie sich seiner Seelsorge entzog, nicht auch zugleich ein Wink für ihn? „Bleib' mir ferne mit jeder geistlichen Zudringlichkeit. In dem Punkt will ich nicht molestiert werden."

„Ist auch nicht bloß ihre Schuld," dachte er jetzt zerknirscht. „Hätt' ich, die wenigen Male, die ich im Schloß oben war, nicht immer nur den „Almanach de Gotha" mit ihr durchgenommen, all den lieben Klatsch, den Unsereiner nicht los wird, weil er einen eben immer wieder interessiert — könnt' ich meine Loga jetzt in andere Falten legen. Aber so . . ." Ja, wenn er es jetzt recht bedachte, war er ihr doch nur immer als Kavaliere gegenübergefallen und hatte gesprochen, als ob er Estarpins und zierlich gefaltete Jabots trüge, nicht das ernste, schwarze Kleid des Seelsorgers. Freilich, schon ihr Boudoir war eine Verjuchung, wieder so recht in jenen Ton zu versallen. Der weiße Porzellanfamin, die himmelblauen Kokosmöbel, all die Meißener Zigarren, die so zierlich von den spiegelnden Etageren hinabgrüßten und von einer Zeit erzählten, die nur die wenigen „Geborenen" noch in ihrer ganzen Anmut und Süße versteh'n und durchkosten konnten. O ja, es war schon gewesen, dort droben, und ein paarmal hatten auch Seine Hochwürden den ganzen Charme dieser Tafeln empfunden.

Blöcklich kam die große Ernüchterung: „Der Unterweger!" Der Dorfklatsch braudte fast ein Jahr, bis er voll und ganz zu den Ohren des Dechanten drang, und mehr als einmal fühlten Seine Hochwürden sich sogar verpflichtet, die wehrlose Frau in einem Anfall von Ritterlichkeit zu verteidigen. Bis die Sache endlich doch auch für ihn ganz klar lag. Von dieser Zeit an stellte er seine Besuche ein. Lolette verstand sofort und begann auch ihrerseits, ihm auszuweichen. So stand die Sache ein ganzes Jahr. Endlich erhielt der verhasste Günstling den Laufpaß. Seine Hochwürden atmeten auf. Und nun!

„Wenn sie doch um Gotteswillen endlich heiraten möchte!" sagte der Graf plötzlich aus seinen Gedanken heraus.

„Ja wenn!" erwiderte der Förster. „Wenn und wenn? Anfangs dachte man, daß der Lorowitzer anbeißen würde. . . Aber wie die Dinge nun steh'n." Er sah eine Weile gedankenvoll in sein Blatt. „Ja, wie wir nun steh'n, ist's vielleicht noch das allerbeste, sie bleibt ledig und wird schon langsam älter und vernünftiger. Sonst bekommen wir am Ende einen Herrn, vor dem weder Hochwürden noch ich den Hut zieh'n möchten."

„Der Reitknecht wird's doch nicht sein!" rief der Dechant indigniert. „Kasse leibt Kasse, und zuletzt besinnt sich eine Jede, wenn sie nur eine geborene Dame ist! T. hat er gleich meine Mama selig und — diesen Beethoven."

„Bardon," meinte Basfl verlegen, aber doch sichtlich mokiert. „Der Beethoven war doch immerhin etwas — etwas anderes, so zu sagen."

Seine Hochwürden ließen bloß einen Blick über den Schulmeister hingehn, so einen echt Gallenbergschen Blick. „Etwas — anderes meint er? Ach . . . Mesalliance bleibt Mesalliance." (Mißheirat.)

Basfl verstummte. „Gräßliche Gnaden haben die Vorhand!" wagte der Förster zu erinnern. Vergeblich! Der Name Beethoven war gefallen und einmal bei diesem Thema, fanden Seine Hochwürden nicht so leicht ein Ende. Schulmeister und Förster hatten die alte Geschichte wohl schon zwanzigmal anhören müssen. Dem Schulmeister geschah es immer zu Leide, den Förster langweilte sie. Er war ein Banansee und stand als solcher der Auffassung des Grafen doch näher als Basfl. Aber schließlich — auch das älteste Jägerlatein erjdien ihm amü-

fanter, und wenn die Geschichte gar das Spiel ins Stocken brachte, konnte er recht ärgerlich werden, mußte er doch all die gewohnten Flüche, die ihm bei ähnlichen Anlässen über die Schnauze kamen, hier in „untertäniger Submission“ hinunterzuschlucken. Ein verschluckter Fluch aber war ihm schrecklicher, denn ein regelrechtes Leibgrinsen. Weil er jedoch seiner Ungeduld wenigstens in etwas Luft machen mußte, pflegte er bei solchen Anlässen mit der Spitze des rechten Fußes den Takt zu einem Marsch zu tippen, den kein Mensch im ganzen Dorf je gehört. Er nannte das seinen „Dessauer spielen“. Die Försterin hatte so viel „Appell“, bei den ersten Taktten sofort zu verstummen. Seine Hochwürden aber nahmen davon nicht einmal Akt. Der Förster mußte also seinen Marsch umsonst spielen und das verdroß ihn noch mehr.

„Ja — der Beethoven!“ lächelte Seine Hochwürden herablassend. „Soll ja sonst 'n ganz guter Kopf gewesen sein — bloß, daß ihm plötzlich diese ridiküle Ambition kam! Mein Papa selig hat oft darüber nachgedacht, wie der arme Kerl sich so weit versteigen konnte? Ein ambulanter Musikus und — und eine Komtesse! Schließlich nahmen wir an, daß ihn ein Cadeau meiner Mama so aus der — aus der Contenance gebracht.“

„Jetzt kommen die Hemden“, dachte der Förster, „da muß man lachen, dann wird er schneller fertig“. Sein Fuß aber begann die Takte des „Dessauer“ noch kräftiger zu markieren und die „Himmerhergott-Sacrament“, die er bereits verschluckt, reizten ihm bedenklich die Galle. Dabei hatte er ein Blatt in der Hand! Kurz, es war „zum freieren“!

Unter dem Tisch, an dem die Kartenspieler saßen, lag Chloë, des Dechant's Bologneser Hündchen. Wie alles, was „Bedigree“ hatte, stand auch Chloë in höchstem Ansehen bei ihrem Gebieter. Was jedoch den Förster nicht hinderte, sie insgeheim ein „räudiges Best“ zu nennen. Flöhe hatte sie auch, und da Seine Hochwürden darauf bestand, daß Chloë selbst während des Spiels ihren gewohnten Platz einnehme und dieser gewohnte Platz mitten unter dem Tisch lag — gehörten Chloë und Beethoven für den Förster zu denjenigen Geschöpfen, für die er „nicht einmal einen Schuß Pulver hatte.“ Und gerade heute machten sich Chloës Flöhe besonders fühlbar! „Himmelfreudonnerwetter“ dachte der Förster aufs neue. Doch zur rechten Zeit befann er sich. Jetzt kam die Stelle, bei der man lachen mußte.

So lachte er.

„Der Beethoven hat nämlich nie ein sauberes Hemd angehabt“, lächelte Seine Hochwürden nachsichtig. „Natürlich . . . arm wie diese Leute schon sind und ohne — ohne Komfort! Enkin . . . Meiner Mama — die damals noch Komtesse Guicciardi war, ging das auf die Nerven. Und nachdem sie mit ihrer Mama Rücksprache gepflogen, kamen die Damen überein, dem unappetitlichen Menschen ein Cadeau von zwölf Hemden zu machen. Darüber hat er den Verstand verloren.“

„Er hat noch für sechs Symphonien gereicht dieser Verstand“, dachte Basll gekränkt. „Und noch für einiges andere, was keinem Grafen der Welt bisher eingefallen ist.“ Aber dies waren „Schulmeistergedanken“ und für die war kein Platz am Tisch eines gräßlichen Pfarrers.

In diesem Augenblick fuhr Chloë mit einem kläglichen Schrei zwischen den Stühlen hervor. Der Förster, der eben so pflichtschuldig gelacht, hatte unter dem Tisch so kräftig seinen „Dessauer“ getippt, daß Chloë endlich begriff und sich und ihre Flöhe unter lautem Gewinsel in Sicherheit brachte. „Bardon, gräßliche Gnaden“, stammelte der Förster, „aber ich hatte keine Ahnung . . .“

„Sie liegt doch immer unter dem Tisch“, erwiderte Seine Hochwürden, etwas indigniert.

„Es sind aber auch sechs Beine unten“, lachte der Förster jovial — „und was uns Hochwürden soeben erzählt haben, war so amüßant, daß ich im Augenblick auf Ehre nicht einmal sagen könnte, ob es meine Füße waren.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

Von August Friedrich Krause.

12.

Das gab eine Aufregung in Wirrwiß und in der näheren Umgebung, wie selten zuvor, und ihre Ursache war nicht, daß der Rother-Tischler gestorben, sondern, daß er, den man schon längst im Graße vermodert wähnte, noch gelebt hatte. Und in den letzten

Wochen noch dazu mitten unter ihnen allen gelebt hatte, ohne daß sie es wußten.

Viele erinnerten sich noch gut des alten Mannes, der ab und zu auf die Höfe kam, bescheiden und unaufdringlich, selten etwas erhielt und meist durch die aufgehehten Hunde verjagt wurde. Wer ihm einmal ein paar Pfennige gegeben, mehr um den verdächtig Aussehenden los zu werden, als aus Mitleid, brüstete sich jetzt damit, daß wenigstens er dem Armen vor seinem Ende noch Gutes getan habe. Und jeder dachte dabei an die Frau, die hart und herzlos auch diese letzte Gelegenheit versäumt hatte, in den verrinnenden Tagen seines Lebens an dem Manne wieder gut zu machen, was sie durch mehr als zwölf Jahre an ihm verbrochen.

Man war über alles, auch über Einzelheiten genau unterrichtet. Das war die letzte Raube des Schusterhauses.

Am Tage nach dem Ableben des Tischlermeisters hatte Glück-Karl einen Jungen zu Frau Rother geschickt mit drei Mark und siebenunddreißig Pfennigen, alles in Kupfer, nur drei oder vier Fünfpfennigstücke dabei. Das wären die Bettelpfennige vom Meister Rother, ließ er dazu sagen. An allen Viertischen erzählte er diesen Streich und daß er das Geld, das ihm die Meisterin für die Verpflegung ihres Mannes angeboten, stolz zurückgewiesen habe. „Nu, da kennt sie meiner Mutter ihren ält'sten Sohn schlecht!“ fügte er hinzu, und warf dabei verächtlich den Kopf nach hinten. „Das häßt' ich für meinen Freund getan, den die Frau verstoßen und vergessen hat, nicht für sie!“ Das hab' ich ihr wiederjagen lassen durch die Schmiden! Wahr- und wahrhaftig, das hab' ich!“ Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch und sah die Runde mit blühenden Augen an. Sie glaubten es alle gern: er war so einer, der Schuster!

Aber auch die Nachricht von der Verlobung des Rother-Paul mit der Anna vom Krimle-Hofe hatte rasch genug den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden.

Die Greta schäumte vor Wut, als sie ihre Hoffnung betrogen sah. Im Kramladen des Dorfes und bei allen Nachbarinnen breitete sie aus, was sie vom alten Rother wußte: in welchem Zustande er zu ihnen gekommen, wie er sich nicht hatte abhalten lassen, immer wieder auf den Bettel zu gehen, als ob er von dieser Gewohnheit nicht lassen könnte, weil sie ihm lieb geworden, wie sie ihn gepflegt und so gar niemand aus dem Rother-Hause sich um den armen alten Mann gekümmert habe.

„Der Paul hat's ja nicht gewußt“, entschuldigte sie, „aber . . .!“ Und jede wußte, was sie mit dem „Aber“ meinte.

Denn nur der Rother wollte sie Schande anhängen, soviel sie nur konnte, den Paul mochte sie nicht tranken. An dem hing sie noch immer und sehnte sich nach ihm. Das tiefe Weh, das um ihr im Herzen brannte, vermochte sie nicht zu betäuben. In den Nächten lag sie mit brennenden Augen wach und biß die Zähne fest in die Kissen, um nicht laut aufschreien zu müssen in Sehnsucht und Qual.

Im Tischlerhause war nach all dem Sturm der letzten Wochen Ruhe eingetret, aber kein Glück.

Die Meisterin wurde von Tag zu Tag schwächer. Wie ein von lederartiger Haut überzogenes Gerippe war sie nur noch, in dem die scheinbar größer gewordenen Augen noch mit seltsamer Kraft brannten. Schmerzen in allen Gliedern, Uebelkeit und Erbrechen mehrten sich, Tag und Nacht peinigte sie entsetzlicher Durst; doch auch den Trunk Wasser vermochte sie nicht mehr bei sich zu behalten, mit dem sie den verdorrneten Gaumen leckte.

Die körperliche Pein aber vermochte nicht, sie Kleinmütig und verzagt, ungeduldig oder mißmutig zu machen. Sie sah das Wert ihres Lebens gelingen; dieses Bewußtsein gab ihr Ruhe und Kraft.

Vom Bett aus, an das sie jetzt durch ihre Schwäche dauernd gefesselt war, leitete sie noch Geschäft und Hauswesen. Den Paul führte sie in die Leitung ein, daß er Bescheid wußte, wenn sie nicht mehr war. Die Stunden kannte er alle; die Mutter aber gab ihm noch Anleitung, wie er jeden einzelnen behandeln müsse, um am vorteilhaftesten mit ihm auszukommen und ihn dauernd zu behalten; sie nannte ihm die besten Lieferanten und stärkte ihm manchen wichtigen Geschäftsgrundsatz ein, den ihre Erfahrung sich gewonnen. Und der Paul nahm alles, was sie sagte, willig an.

Wenn nach Feierabend oder an Sonntagen der Paul und die Anna, die täglich einmal in das Tischlerhaus kam, an ihrem Bett saßen, besprach sie mit ihnen, wie sie nach ihrem Tode alles gehalten haben wollte; nur als sie auch die Hauswirtschaft bis ins Kleinste hinein durch Anordnungen festzulegen versuchte, wehrte ihr das Mädchen ruhig, aber bestimmt:

„Das wer' ich schon machen, Mutter!“

Mit einem leichten Ton auf dem Wörtlein „ich“, der nicht ungewiß ließ, wie die Rede gemeint war.

Einen Augenblick sah die Kranke ihr überrascht in das Gesicht; als das Mädchen aber den streng prüfenden Blick, der fragen zu wollen schien: „Kannst Du's auch gut machen?“ ruhig ansah, wandte sie sich ab und versuchte nie mehr, sich einzumischen in das, was die künftige junge Frau schon als ihr Reich anzusehen begann.

Die beiden jungen Leute sollten heiraten, so bestimmte sie, wenn das Gesuch des Paul um Befreiung vom Militärdienst, das erst nach der Stellung eingereicht werden konnte, genehmigt worden war, und die Anna war damit einverstanden. Der Wunsch aber sah mitunruhigen Augen, in denen ein verhaltenes Feuer aufzubrennen schien, zum Fenster hinaus, und das letzte Licht des Tages spielte auf seinen krampfhaft verzerrten Mienen.

Der Mutter entging das Gesicht des Sohnes nicht, aber sie sagte nichts; nur besorgt streifte, wenn sie meinte es unbeobachtet tun zu können, ihr fragender, suchender Blick das Mädchen, als wenn sie sich überzeugen wollte, ob es Kraft haben werde, den Sohn zu halten.

Vom Begräbnis sprachen sie und von der Hochzeit; bis ins Kleinste hinein traf sie ihre Anordnungen für beide Feiern, und nicht müde wurde sie, immer und immer wieder davon zu reden, besonders von der Hochzeit, die ihr mehr am Herzen lag als alles andere. Die Anna hörte ihr mit ruhigem Gesicht stets aufmerksam und geduldig zu, auch wenn sie innerlich nicht ganz einverstanden war:

„Ja, Mutter,“ versprach sie, „s soll all's so gemacht werden!“

Dem Paul aber wurde es oft zu viel, wenn von nichts weiter geredet wurde, und einmal, als er seinen Mißmut darüber laut werden ließ, fuhr die Mutter ihn hart an, wie er das in ihren kranken Tagen gar nicht mehr gewöhnt war an ihr.

„Ihr sollt all's so machen, wie ich's haben will,“ rief sie erregt, und ihre Augen blühten, „ich will auch dabei sein, wenn Ihr Beide Gutz machen tut! Auch wenn ich schon im Grabe liegen tut!“

Um ihre Teilnahme an der Feier auch äußerlich recht sinnfällig zu machen, bestimmte sie: auch für sie müsse ein Stuhl vor den Altar, wo die Kranzgeugen sitzen, und einer an die Hochzeitstafel gestellt werden. Dem Brautpaar gegenüber wolle sie beim Mahle sitzen, ein Teller solle auf ihrem Platte stehen und ein Besteck dazu gelegt werden, ganz so, als wenn sie lebe.

Da merkte der Paul, daß auch noch im Grabe sie Gewalt haben wollte über ihn, und hart biß er sich auf die Lippen; sein Gesicht wurde noch blässer, als es jetzt schon immer war.

Wie ein Bahnhwib lebte ihm im tiefsten Seelengrunde noch eine kleine, furchtsame Hoffnung, die sich scheu duckte, wenn sie ihm einmal hell ins Bewußtsein kam, und doch nicht tot zu kriegen war, so sehr er auch sie bitter verachtete. Er konnte und konnte den Schmerz um die Greta nicht verwinden. Am Tage tat er seine Arbeit eifrig, rastlos aus einem ins andere hehend, und gönnte sich keine Ruhe, um abends, wenn er die Anna durch das schlummernde Dorf heimgebracht hatte, erschöpft und zer schlagen auf sein Bett sinken zu dürfen. Denn vor dem Sinnen und Besinnen fürchtete er sich: dann gingen seine Gedanken Wege, die ihn selbst erschreckten, wenn er, ruhiger geworden, bei Tageslicht sie nochmals überdachte.

Oft schon hatte er, wenn er vom Krimke-Hofe heimging durch die dunkle Nacht, eine süße Stimme lockend und raunend vernommen, und er hatte immer erst gemeint, das Sinnen seiner Seele wäre ihm lebendig geworden im Ohr, bis er im Dunkel ein schlanke, schmeidige Gestalt erkannte und das leise Raußen ihrer Röcke ihre Nähe ihm zum Bewußtsein brachte.

Jedesmal aber, wenn er, halb von Sinnen, antwortete, wenn er in ihre Arme taumeln wollte, war der ernste, strenge Blick der Mutter vor ihm hell geworden, und eine furchtbare Angst hatte ihn gepackt, daß er davonjagte. Hinter ihm aber verklang der sehnüch-tige Ruf vom Wind getragen leise im Dunkel.

Neugend, mit graublassem, verzerrtem Gesicht, trat er dann in die Stube und zur Mutter, die ihn erschrocken anstarrte. Auf ihre Fragen antwortete er nicht; die halbe Nacht aber sah er bei der Schlaflosen, als wühlte er sich hier allein Schuh gegen sein leidenschaftliches Sinnen und Sehnen. Bis er lange nach Mitternacht völlig erschöpft in seinem Lehnstuhl einschlief.

Sie ahnte, was an solchen Abenden ihm begegnet war, und fühlte, wie bitter schwer er mit sich rang und litt mit ihm. Sie wußte aber auch, daß nicht die eigene Kraft, die schwache, in ihm Widerstand leistete gegen das Begehren seines Blutes, sondern allein der Zwang, den sie auf ihn ausübte, und je öfter sich diese Begnungen mit ihren Folgen wiederholten, um so größer und qualender wurde in ihr die Sorge: es könnte ihn doch wieder überwältigen, wenn sie nicht mehr war und er sich frei fühlte vom Zwange ihres Willens. Sie empfand, wie sein leidenschaftliches Begehren mit jedem Male mehr ihn von ihr abtrieb und wie sie damit schon jetzt allmählich die Gewalt über ihn verlor.

In dem Feuer dieser Angst verzehrten sich rasch die letzten Kräfte ihres zermürbten Körpers.

Die Frühlingsstürme brausten über das Land und brachten die Kraft Gottes, das Wunder der Auferstehung neu zu vollbringen, der Erde wieder; da rüstete diese Seele dieser Frau, die über das Grab hinaus leben, wirken und ihr Lebenswerk vollenden wollte, Abschied zu nehmen.

Die letzten Tage war auch ihre Seele müde und kraftlos geworden; nichts nötigte ihr mehr Interesse ab, was doch bisher auch noch auf dem Krankenbett ihr Leben gewesen war. Sie hatte alles gerichtet, so weit sie es zu richten vermochte, nun wollte sie ruhen von der Not aller äußerlichen Dinge. Ihr Körper war schon zu schwach geworden, noch Schmerzen zu empfinden; das Feuer ihrer Augen war erloschen, die Stimme hatte allen Klang verloren, alle Bewegungen waren geworden wie die einer Einschlafenden.

Nur wenn der Sohn zu ihr ans Bett trat, wurde sie ein wenig lebhafter; dann hob sie mit Anstrengung die schweren Lider und sah ihn an, unverwandt, starr, hart. An dem Blick erkannte er, daß noch immer ein Wille in ihrer Seele lebte, der Wille, der ihn gezwungen hatte, solange er denken konnte, und am härtesten in den letzten Monaten. Der Blick erschütterte ihn und wühlte ihm die Seele auf, denn er wußte, was er ihm sagen wollte, was er von ihm heischte, herrisch fordernd, und er wurde blaß unter diesem Blick wie die getünchte Wand.

Es war ein stummes, hartes Ringen zwischen Mutter und Sohn bis zum letzten Atemzug.

Oft wollte der Trost ihm den Nacken steifen, daß er sich nicht niederbeugte, ihr die Worte zu sagen, die allein sie zu beruhigen vermochten. Dann wurden ihre Augen immer größer, der Blick immer härter und herrischer und ließ nicht von ihm ab. Sie zwang es noch, daß dieselbe Kraft in ihre Augen kam wie in gesundem Tagen, so groß war die Angst der Sterbenden um den Sohn.

(Schluß folgt.)

Kranichschnabel und Ochsenmaul.

Von Dr. Paul Landau.

Kranichschnabel und Ochsenmaul! — mit diesen beiden Namen bezeichnete das 15. Jahrhundert die größten Extreme der Schuhform, die gegen Ende dieses Säkulums eine kurze Zeit sich den Rang streitig machten, bis das breite „Ochsenmaul“ den so lange hindurch angebeteten „Kranichschnabel“ völlig unter das altmodische Gerümpel verdrängte. Und liegt in diesen beiden Worten nicht auch in der Gegenwart die Gegenätze der Schuhmoden beschlossen? Wer fragt heute noch nach der langen scharfen Spitze des Stiefels, mit der vor wenig Jahren das „Gigerl“ stand und fiel, nachdem nun das schwere breite Vorderstück des amerikanischen Schuhs seinen Siegeszug durch Europa angetreten hat? Und doch droht über kurz oder lang auch diesem „Ochsenmaul“ aus dem Lande der Yankee das Ende. Schon jetzt wird die Schuhform schlanker und spitzer. Wer weiß, ob nicht bald wieder die Zeit des schmalen „Schnabels“ gekommen ist? Aber die große Modefrage ist ja überhaupt nicht mehr in dem Maße eine Schußfrage, wie in den Zeiten des Rittertums und des Kolosso, in den klassischen Epochen des langen, sich fest anschließenden „Weinlings“ und des „Stiefelschuhs“. Unser Schuh ist ein schlichtes, zweckmäßiges Kind der Straße und des Sports geworden, ist nicht wie einst ein reichgeschmücktes Symbol, verklärt von Poesie und Sitte, kein eleganter verwöhnter Liebling des Salons. Nicht mehr bringt man, wie vor Zeiten der Germanen, den Schuh als treues Unterpfand eines innigen Verhältnisses der Geliebten dar, nicht mehr ziert der Schuh das Wappenschild eines alten Rittergeschlechtes als Zeichen von Recht und Eigentum, wird der altväterische Bundschuh zum sinnfälligen Ausdruck einer gewaltigen sozialen Bewegung, wie der Bauernriege der Reformationszeit. Nicht mehr trinkt der Sänger „in Treuen“ den Wein aus dem Pantoffel seiner Dame, und jenes Gefühl ist uns fremd geworden, das der liebestrunzene Holofernes im Buch Judith durchlebt: „Ihre schönen Schuhe verblendeten ihn.“ Wahrlich, im Schuh, der uns ein so nüchternes und rein praktisches Werkzeug dünkt, spiegeln sich in einer interessanten „Froschperspektive“ Geist und Geschmaç der Zeiten, wenn auch freilich nicht selten in wunderlicher Verzerrung und Verirrung.

Der erste Mensch — die Dichter meinen, es sei eine Frau gewesen — der sich zum Schuh gegen Dornen, Steine und heißen Sand ein Stück Tierleder unter die nackten Sohlen band, ist von der poetischen Legende verherrlicht worden. Die Sandale entstand jedenfalls aus dieser Urform des Schuhs; sie ist in der Gestalt der „gekrümmten Sandale“, deren nach außen vorn umgebogene Sohle auch den hehen Schuh gewährte, bei allen Kulturvölkern des Altertums vorhanden. Daneben erscheinen schon bei den Ägyptern Schuhe und Stiefel, grün gefärbt, mit zierlich geschnittenen Schnürriemen versehen, auf den Sohlen mit Figuren bemalt, erlesene Schmuckstücke, deren Reize die Orientalen besonders durchgeföhrt, denn auch im Alten Testament finden wir die Freude an den schönen Schuhen deutlich ausgeprägt. Das Ansehen, das bei Griechen und Römern die Schuhmacher besaßen, läßt auf eine gleiche Hochachtung schließen. Die Hellenen kannten bereits Schuhmoden, bei denen luxuriöse Schmuckformen, Arabesken, Sildereien, Spangen, Kameen usw. die Fußbekleidung verzieren. Im allgemeinen aber blieb doch im Altertum die einfach natürliche Sandale, die die edle Gestalt des Fußes, das feine Spiel der Muskeln zu bewundern erlaubte, vorherrschend; wie herrlich sich in solch zwanglos freier Hülle die natürliche Bildung entfaltete, schauen wir noch heute staunend an den antiken Statuen.

Im Gegensatz zu solch geläuterten Formen des Kulturmenschen stand der Schuh des Barbaren, der dem Römer fremdartig und sonderbar erschien. Der früheste germanische Schuh, der uns erhalten ist, stammt aus vorrömischer Zeit und fand sich an einer Leiche, die aus dem Torfgrund der ostfriesischen Gemeinde Gehel gehoben wurde. Dieser aus einem einzigen Lederstück geschnittene Schuh hatte auf dem Spann einen Ausschnitt, dessen eine Langseite in einige Lashen mit Schiffsböchern zerlegt war, während die andere mit Reihen von hübschen Stern- und sonstigen Mustern durchbrochen und mit Riemen besetzt war. Es ist der Typus des allen germanischen Stämmen gemeinsamen Bundschuhs, wie er wiederholt in Torfmooren aufgefunden, bei dem die Riemen durch die gegenüberliegenden Lashen gezogen und über dem Spann mit vielfachen Verschlingungen zusammengeknüpft werden. So einfach diese Fußbekleidung auch war, gestattete sie doch mancherlei Schmuck in bunter Färbung und Vergoldung, in eingepreßten oder eingeschnittenen Ornamenten. Aus der Merowingerzeit sind uns ein paar sehr schöne Bundschuhe erhalten, die in einem Torfmoore bei Friedeburg in Ostfriesland die Füße eines Skeletts geschmückt haben. „Die Tracht der Franken“, berichtet der „Rönch vom

St. Gallen", „bestand in Schuhen, die außen mit Gold geschmückt und mit drei Ellen langen Schürren versehen waren." Allmählich traten nun neben diesen niedrigen, breiten altväterischen Bundschuh modernere elegante Formen, die bis zum Knöchel heraufreichten, sich nach vorn mäßig zu spitzen und einen neuen Geschmacks andeuteten.

Mit dem Geist des Rittertums und der beginnenden Gotik drang die Liebe zum Schlangen, zum Spitzigen, zur Eleganz und zur starken Betonung aller Körperformen in die Tracht ein und gestaltete auch den Schuh von Grund aus um. Wer es war, der die Welt mit den „Schnabelschuhen" beglückte? Die Legende lündet von dem Grafen Fulk von Anjou, der ums Jahr 1087 lebte und ein waderer Held und Ritter war. Seine große Ansehung aber bestand darin, daß er mißgestaltete Füße hatte, und um nun seine „Frostballen" oder besonders riesigen Hühneraugen zu verbergen, ließ er sich lange, vorn ganz spitze Schuhe machen. Der ganze Modestil drängte freilich auf diese Mode hin. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts tauchte sie unter dem üppigen normannischen Adel auf und wurde von ihnen nach England gebracht. Ein Dandy vom Hofe des anglonormannischen Königs Wilhelm des Roten, Robbertus, kam zuerst auf den Einfall, die langen Schnäbel mit Fuchsausfüllen und wie ein Vidderhorn zu krümmen, weshalb er den Beinamen „Der Geförnte" (Cornadius) erhielt. Diese tolle Erfindung verbreitete sich im ganzen westlichen Europa. Die „Bigaschen" (picaciae), die gleich Störpionschwänzen aus den Schuhen herausstachen, galten als besonderes Abzeichen von Ehrenhaftigkeit und Männlichkeit. In Deutschland fanden sie zunächst nur wenig Aufnahme; hier erfreute man sich an hohen geknöpften Stiefeln aus rotem oder violetttem Norduanleder, an leichten Sommerhäuten aus buntem Stoff mit farbigen Spitzen und an warmen Winterhäuten mit Pelzverbrämung. Erst als gegen Ende des 13. Jahrhunderts die vorher kurze Zeit aufgegebenen „Kranichschnäbel" wieder, diesmal von Polen aus, ihren Siegeszug durch die Kulturwelt hielten, huldigte man auch in Deutschland diesen sogenannten „Kraakauern", die die Franzosen „Poulaines" nannten. Nun gehörte es bald zum guten Ton, die Spitzen der Schuhe oder der strumpfartigen Besohlen „Beinlinge" um mehrere Zoll über die Fehen hinaus zu verlängern. Im 14. Jahrhundert regelten Verordnungen die Länge des Schuhschnabels bei den einzelnen Ständen: Könige und Fürsten durften sich Schnäbel von 3 bis 6 Fuß Länge gestatten, der hohe Adel mußte sich mit zwei Fuß begnügen, die Herren und Ritter trugen Schnäbel von einem Fuß, die Bürger von einem halben Fuß Länge. Die Schuhe strahlten in bunten Farben und zwar jeder in einer verschiedenen, der eine grün, der andere rot usw. Bald hingen die Schnäbel schlaff herunter und schlenkerten beim Gehen grotesk umher, bald waren sie durch Fischbein steif gemacht, mit einer klingelnden Schelle besetzt, gezaddelt oder durch ein zierliches Kettchen am Knie befestigt und so in einer schönen Krümmung festgehalten. Da man mit diesen riesigen Auswüchsen oder Schwänzen nur mühsam gehen konnte, kam man auf den Gedanken, die Schuhe mit Unterschuhen zu versehen; das waren hohe Holzsohlen, auf die die eigentlichen Schuhe festgeschmalt wurden.

In dieser Hochblüte des „Kranichschnabels", im 15. Jahrhundert, tritt nun der Damen Schuh selbständiger hervor. Zunächst war die weibliche Fußbekleidung von der männlichen nicht verschieden gewesen. Die Frauen hatten gar kein Interesse an der Verschönerung des Schuhs, denn er war unter den weiten Gewändern nicht zu sehen; es galt für einen argen Verstoß gegen die Sitte, den Fuß zu zeigen. In der Epoche der Minnesinger, da man die Schönheit der Frauen mit offenen Sinnen zu schauen, zu preisen anfang, ward das anders. Die Grazie eines schlanken Schuhs, eines feinen Knöchels entzückte die Männer, die als ihr Ideal einen Kleinen, aber hoch gebogenen Fuß aufstellten; die Höhlung unten in der Fußsohle sollte so groß sein, daß ein Zeigis darin Platz haben konnte. Die Kunst des Schuhmachers war daher hoch begehrt. So richteten sich denn in gleicher Weise gegen beide Geschlechter die Verbote und Strafpredigten gegen die Schuhschnäbel, die im 14. und 15. Jahrhundert im strengsten und im klagendsten Ton laut wurden.

Da die Mode nun einmal das Umschlagen von einem Extrem in das andere liebt, so ließ sie ziemlich plötzlich, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, an Stelle des Kranichschnabels den breiten „Entenschnabel" treten, dem dann die plumpen, ungefügen Vorderlappen an den sogenannten „Kuh- oder Ochsenmäulern", auch „Bärenklauen" genannt, folgten. Konervative Gemüter weinten den Schnabelschuhen manche Träne nach, und wir begegnen in den Streifchriften der Reformationszeit wiederholt der sprichwörtlichen Redensart: Ja, damals sei die goldene Zeit auf Erden gewesen, da man Schnäbel an den Schuhen trug. Zu der ungebunden freien Epoche der Renaissance paßte nicht mehr diese groteske, den Fuß einschnürende Kleidung; man wollte sich ungeniert und bequem bewegen können in dieser weit ausschreitenden, grobianisch zugellosten Aera, und dem gibt der Schuh Ausdruck mit seiner niedrigen, offenen, schlappenden Form und den breiten Klappen an Fehen und Ferse. Als Schmuck brachte der lede Landsknechtstun, wie in der ganzen Kleidung, farbig unterbauchte Schläge in Aufnahme, die bunt aus dem Leder hervorquollen. Mit Samt und mit Seide ward der Schuh abgesteppt, mit Silber gestickt und beschnitten. Das Symbol der reiterlustigen Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde dann der Schaftstiefel, der zu einer eleganten Manschette umgeschlagen war, um die wieder

bei vornehmen Herrn ein grazioses Gevürt von Spitzen, Tüll und Band sich legte.

Hohe Untersätze aus Holz waren zuerst bei den Unterschuhen der Kranichschnäbel, den sogenannten „Trippen" aufgetreten. Die Frauen behielten solche dicken Sohlen an den Pantoffeln bei. Aber der hohe Absatz erscheint in der Mode erst häufiger in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Wunsch, ihrer Länge eine Elle zuzusetzen, ließ die Frauen, nachdem die hornartigen Niefenspitzen erschöpft waren, den Versuch „von unten her" wagen. Die schöne, aber kleine Gabrielle d'Estrees soll die ersten Einlagen in den Schuhen getragen haben. Die Absätze werden im 17. Jahrhundert immer höher, immer schmaler, immer spitzer; sie erheben sich um 1650 3 bis 4 Zoll über die Erde und prangen in einem starken auffallenden Rot. Dieser „Stedelschuh" ist ein mysteriöses Kunstwerk, zu dessen Herstellung der Schuster sich mit dem Absatzmacher vereinigt. Als Schmuck dient zunächst die breite Bandrossette und dann die erst nur den Abbes eingeräumte Schnalle, die immer größer und kostbarer wird, je kleiner und niedriger der Schuh ist.

Endlich stirbt auch die in bunten Stidereien und funkelnden Edelsteinen prangende Kraprice des Stedelschuhes dahin. An Stelle der heiteren Farbigeit der Schuhe beginnt im 18. Jahrhundert das blanke Schwarz der Wische zu treten. Schon seit dem 10. Jahrhundert hatte man die Schuhe mit Wachs und Fett behandelt, mit schwarzen Farbstoffen gefärbt; jetzt wird die blanke Wische modern und erregt bei frommen Leuten Aergernis. Ungewöhnliche, zweidmähige Formen des Schuhs treten in der Zeit auf, da Rousseaus Evangelium der Natur überall Verehrer findet. Um 1790 ist der Modeschuh ein leichter offener Pantoffel; die Herzogin von York, die wegen ihres schönen Fußes berühmt war, soll ihn eingeführt haben. Die Revolution nimmt ihn begeistert auf. Der Schuh wird nun ganz flach; er hat keinen Absatz, eine Sohle, „so leicht wie ein Blumenblatt", keine Schnalle. Und aus dieser Schlichtheit stürzt er dann im 19. Jahrhundert zu neuen Formen hervor, die doch nur wieder die alten sind, sich zwischen den ewigen Gegensätzen der Schuhmode bewegen, zwischen hohen Absätzen und ganz flacher Sohle, zwischen spitzem und breitem Vorderfuß, zwischen Kranichschnabel und Ochsenmaul!

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Käse als Nahrungsmittel. Das rührige Landwirtschaftsministerium der Vereinigten Staaten hat während des letzten Jahres eine umfassende wissenschaftliche Untersuchung darüber angeordnet, welchen Nährwert der Käse in seinen verschiedenen Sorten besitzt. Diese Arbeiten verdienen eine besondere Beachtung, weil sie mit einem ungewöhnlichen Aufwand von Mitteln ausgeführt worden sind und erschöpfende Versuche nicht nur mit künstlichen Verdauung im Laboratorium, sondern auch am lebenden Menschen zur Grundlage genommen haben. Käse ist stets billiger als Fleisch, und daher namentlich in Zeiten einer Teuerung ein Nahrungsmittel, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Es ist daher überaus wichtig zu wissen, in wie weit es den Ernährungsbedürfnissen des Menschen genügt; und wie es von dem menschlichen Körper verarbeitet wird. Die amerikanischen Gelehrten haben nicht nur den Echedar, ihren Nationalkäse, in den verschiedensten Stufen der Reife studiert, sondern auch viele Sorten von ausländischem Käse, so daß dadurch eine umfassende Uebersicht gegeben wird. Die Schlässe sind dem Käse außerordentlich günstig, in noch viel höherem Grade, als man es bisher gewohnt oder zugegeben hat. Die bekannte Redensart, der Käse sei morgens Gold, mittags Silber und abends Blei, ist danach ungerechtfertigt, da Käse selbst in grünem oder unangereiftem Zustand der Verdauung keine Schwierigkeit macht. Allerdings ist der Unterschied zwischen einem frischen und einem wohlangereiftem Käse recht groß. Dieser enthält viele löslichen Stoffe, die im frischen Käse fast ganz fehlen und dieser Unterschied hat wahrscheinlich den Grund zu dem Aberglauben von der schweren Verdaulichkeit des Käse gegeben. Aber auch die festen Bestandteile aus der Milch sind leicht verdaulich und dabei ein fast ideales Nahrungsmittel. Durch den Zusatz von Lab und die Entwidlung von Milchsäure treten gewisse chemische Veränderungen ein, aber es liegt kein Beweis und kein Argwohn dafür vor, daß diese eine Verwandlung der verdaulichen Bestandteile der Milch in unverdauliche des Käses herbeiführen sollten. Auch die Behauptung von einer stopfenden Wirkung des Käses wird abgelehnt. Wenn ein sogenannter Rahmkäse als reines Milchprodukt verkauft wird, so liegt darin nach dem Urteil der Sachverständigen ein Betrug. Aber an sich ist ein Rahmkäse ein besonders hervorragendes Nahrungsmittel unter den vielen Sorten und sollte möglichst billig als Volkspeise auf den Markt gebracht werden. Ein eigenes Lob erhält auch der sogenannte Landkäse, aber überhaupt keine Sorte, nicht einmal die von starkem Geruch, werden von der Anerkennung großen Nährwerts und ausgezeichneter Verdaulichkeit ausgenommen. Somit lautet das abschließende Urteil dahin, daß jeder Käse alle zur menschlichen Ernährung notwendigen Stoffe in einer ungewöhnlich konzentrierten Form enthält. Auch als Zusatz zu gekochten Speisen sollte er mehr gebraucht werden, als es bisher zu geschehen pflegt.